

Singen aus der zweiten Reihe

Er stand stets im Schatten seiner Kollegen: stimmlich in dem von Battistini und de Luca, darstellerisch in dem von Tito Gobbi. Dennoch muss Giuseppe Taddei, der am 26. Juni seinen 90. Geburtstag feierte, zu den zentralen Sängerpersönlichkeiten seiner Zeit gerechnet werden. In ihrer Blütezeit besaß diese Stimme ein großes Volumen und ein samtweiches Timbre. Vokale Vorzüge, auf denen Taddei sich keinesfalls ausruhte. Sein Singen ist geprägt von großer Finesse im Vortrag und einem vitalen gestischem Agieren, was ihn fast auf eine Stufe mit dem großen Sänger-Darsteller Tito Gobbi hebt. Als Rossinis Figaro ist er dem berühmten Kollegen gar überlegen, nicht nur in der Virtuosität der Koloraturen, sondern auch in der Reichhaltigkeit des Ausdrucks. Ebenso überzeugend agiert er als Leporello in der von Giulini betreuten Aufnahme von „Don Giovanni“ – ein Meilenstein der Tonaufzeichnung.

Mit gerade einmal 20 Jahren debütierte Taddei 1936 an der Seite von Beniamino Gigli als Heerufer in „Lohengrin“ an der Römischen Oper. Nach einigen Jahren mit kleineren Rollen wurde die langsam in Schwung kommende Karriere allerdings durch die Einberufung zum Militärdienst gestoppt. Als italienischer Alpenjäger geriet der Sänger 1943 in deutsche Kriegsgefangenschaft und erlangte als „Lagersänger“ traurige Berühmtheit. Nach dem Eintreffen der amerikanischen Truppen gelang Taddei die Flucht nach Salzburg, und am 28. Mai

1946 debütierte er am Theater an der Wien, dem Ausweichquartier der zerbombten Staatsoper. Dort gehörte er als einziger Italiener dem legendären Nachkriegsensemble der Wiener Staatsoper an und sang bald auch bei den Salzburger Festspielen und an der Mailänder Scala. Fachgrenzen überschreitend gestaltete er neben den für einen italienischen Bariton üblichen Donizetti-, Verdi- und Puccini-Partien auch Hans Sachs, Holländer, Telramund und Wanderer.

Entgegen seines geringen Bekanntheitsgrades ist seine Diskographie fast ebenso groß wie die des international ungleich populäreren Tito Gobbi. Umso bedauerlicher, dass Taddei die meisten seiner Aufnahmen mit nur unzureichenden Ensembles und schlicht für die falschen Labels eingesungen hat. Zu den absoluten Höhepunkten zählen neben dem herausragenden Rigoletto auch die Aufnahmen von „Pagliacci“ und „Tosca“ – beide unter Herbert von Karajan.

Pünktlich zum 90. Geburtstag des Künstlers sind im Almathea-Verlag nun dessen Memoiren erschienen. Darin erinnert sich Taddei nicht nur an die Jahre als „Lagersänger“, an Wien, Salzburg und die Scala, sondern auch an seine Schallplatten-Aufnahmen und seine Lieblingsrolle Falstaff. Er gibt dem Leser gar noch einige seiner Lieblingskochrezepte an die Hand. Ergänzt wird der vergnügliche Leseteil des Buches durch zahlreiche Fotos, persönliche Beiträge von unter anderen Franco Zeffirelli, Herbert von Karajan, Elisabeth Schwarz-



Foto: P. Launek

Giuseppe Taddei

kopf, Christa Ludwig, Ljuba Welitsch, Renata Tebaldi und Luciano Pavarotti sowie einen ausführlichen Anhang samt Rollenverzeichnis, Diskographie und eine Auflistung sämtlicher Auftritte von 1932 bis 2000. Dem Buch liegt übrigens eine CD mit ausgewählten Arien aus den Paraderollen des Sängers bei.

Björn Woll

Giuseppe Taddei: Ich, Falstaff. Erinnerungen. Almathea, Wien 2006, 336 S., 29,- Euro

Schuld des Überlebens

Unglaublich, aber wahr:

Noch 1955 wurde der junge Lorin Maazel in Wien als „geborener Orchesterführer“ begrüßt. Das Umdenken nach dem Holocaust setzte langsam ein. Auch in Israel. „Ein Bann des Schweigens wurde über Deutschland verhängt“, schreibt Anat Feinberg, Autorin des Interview-Buchs über jüdische Musiker in Deutschland nach 1945. Gastdirigate von Klemperer und Bruno Walter scheiterten in Israel daran, dass sie sich hatten taufen lassen. Dem Deutschland-Boykott Arthur Rubinstein's also, den er am Ende seines Lebens fast aufgegeben hätte, entsprach in Israel ein Menuhin-Boykott. Denn Menuhin hatte für Deutsche gespielt.



Dreizehn jüdische Musiker von Kurt Sanderling bis Yaara Tal, von Helene Schneiderman bis Gabriel Sadé beschreiben in diesem Buch ihr Leben. Sie bekräftigen, dass viele jüdische Musiker ihre deutsche Kulturbindung durch den Holocaust nicht verloren. „Wir waren bewusste Juden und genauso bewusste Deutsche“, sagt Hellmut Stern, ehemaliger Geiger der Berliner Philharmoniker:

„Das ist bis heute noch mein Dilemma.“ Fast alle in diesem Buch geben aber auch an, keinen deutschen Antisemitismus nach dem Kriege direkt erfahren zu haben.

Es bleibt ein Leben im Zwiespalt. Mit „Berufsjuden“ wolle er nichts zu tun haben, wettet etwa Adam Fischer. „Ich bin ein sehr

schlechter Jude“, bekennt zerknirscht Eliahu Inbal. Über Israel, Wagner und die Folgen der Assimilation lernt man hier auf fast jeder Seite. Zuweilen fragt man sich, weshalb die in Heidelberg lehrende Autorin in leicht dozierendem Ton etwa Michael Gienlen darauf hinweist, es gebe für ihn im Judentum „noch einiges zu entdecken“. Leider fehlen Beiträge von Barenboim, Maazel, Petrenko, Steinberg, Ugorski oder Zakhar Bron. Tatsächlich liefert der Band beeindruckende Zeugnisse des Lebens zwischen den Stühlen. Ein großartiges Lesebuch über die so genannte fatale „Schuld des Überlebens“.

Kai Luehrs-Kaiser

Anat Feinberg: Nachklänge. Jüdische Musiker in Deutschland nach 1945. Philo, Berlin 2005, 280 S., 28,- Euro

Umfangreiche Materialsammlung

Unter den deutschen Pianisten des 20. Jahrhunderts nimmt Wilhelm Kempff (1895-1991) eine Sonderstellung ein. Während die meisten seiner künstlerischen Mitstreiter weitgehend aus dem Blickfeld der zeitgenössischen Musikrezeption geraten sind, ist Wilhelm Kempff auch 25 Jahre nach dem Abschluss seiner aktiven Konzerttätigkeit in frischer Erinnerung geblieben. Immer wieder werden seine legendären Platteneinspielungen neu aufgelegt – gerade jetzt wieder in der Serie „The Originals“ mit Werken von Beethoven und Mozart.

In die Lücke einer aktuellen Monographie über Leben und Werk des Meisters stößt nun Klaus Linsenmeyer mit seiner Dokumentation. Der ehemalige Studiendirektor, Dozent und Musikkritiker, der 1996 mit einer Arbeit über den Pianisten Wilhelm Kempff an der Universität Würzburg promovierte, hat in akribischer Recherchearbeit eine Fülle an Material zusammengetragen. Auf den ersten knapp 120 Seiten berichtet er anhand zahlreicher, „überwiegend bislang



nicht zugänglicher Quellen“ in leider etwas spröder, um äußerste Sorgfalt bemühter Form aus dem Leben des begnadeten Künstlers, gefolgt von Auszügen aus einigen Kempff-Interviews. Doch den eigentlichen Kern des Buches bilden eine nach Komponisten geordnete Diskographie, ein umfangreicher Bildteil, ein Werkverzeichnis

der Kompositionen Kempffs mit abgeschlossenem Kurzkapitel „Beurteilungen und Erläuterungen der Kompositionen“ sowie ferner eine Auflistung von Kempffs Rundfunkaufnahmen und Fernsehaufzeichnungen. Eine detaillierte Zeittafel beschließt den Band. Alles in allem handelt es sich um ein unverzichtbares Compendium für jeden, der sich mit Wilhelm Kempff als Pianisten und Komponisten beschäftigt.

Adelbert Reif

Klaus Linsenmeyer: Wilhelm Kempff. Lebensskizzen eines großen Pianisten. Florian Noetzel, Wilhelmshaven 2006, 288 S., 45,- Euro

Humanistischer Kosmos

Jean Guillou gehört zweifelsohne zu den Charakterköpfen in einer immer konformer werdenden Musikwelt, und das gewiss nicht nur wegen seiner eindrucksvollen Föhnfrisur, die ihm mitunter etwas Diabolisches verleiht. Der Titularorganist der am Forum Les Halles liegenden Kirche St. Eustache in Paris hat sich in der Orgelwelt einen Namen als Nonkonformist gemacht. Als Organologe hat er eine „Orgel mit variabler Struktur“ und zahlreiche andere innovative Ideen entwickelt, als Interpret überrascht der Schüler von Marcel Dupré nicht selten mit unkonventionellen Interpretationen, die überkommenen Traditionslinien zuwiderlaufen. Nicht zuletzt deswegen liefern seine Aufnahmen der Orgelwerke von Bach und Franck reichlich Diskussionsstoff für Kritiker wie Organisten.

In seiner Biographie wirft der Saarbrücker Organist und Musikwissenschaftler Jörg Abbing Schlaglichter auf Leben und Werk Guillous. Der erste Teil des Buches besteht aus zwölf, Stationen aus Guillous Leben chronologisch behandelnden Interviews, die in Anlehnung an eine Kompositionsreihe Guillous „Colloques“ genannt werden. Ihnen geht jeweils eine kurze Einführung Abbings voraus, die ebenso wenig wie die von erkennbarer Sympathie geprägte Gesprächsführung die Nähe des Autors zum Gegenstand seiner Beschäftigung verhehlen kann. Das muss jedoch kein Nachteil sein, da Abbing stets kenntnisreich nachfragt und eine kritische Distanz wahrt. Der zweite Teil des Buches besteht aus Texten von und über Guillou, die größtenteils bislang unveröffentlicht waren oder zum ersten Mal in deutscher Übersetzung erscheinen. Interviews wie Textsammlung erlauben einen tiefen Einblick in den von einer umfassenden humanistischen Bildung geprägten Kosmos Guillous, der durch bibliographische Hilfsmittel ergänzt wird. Fazit: ein unverzichtbares Werk mit großem Nutzwert für alle, die sich mit Orgelmusik befassen.

Guido Krawinkel

Jörg Abbing: Jean Guillou – Colloques, Butz-Verlag, St. Augustin 2006, 295 S., 34,- Euro



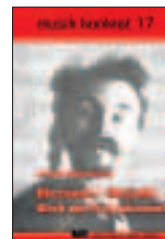
Musikalisches Quartett



Den meisten dürften sie aus ihrer Kindheit vertraut sein: die Quartett-Kartenspiele. Egal ob auf dem Pausenhof oder im Schulbus, überall wurden PS-Zahlen von Autos oder Höchstgeschwindigkeiten von Flugzeugen gegeneinander ins Feld geführt. Allen Musikliebhabern eröffnet sich mit dem musikalischen Quartett „Mozart & Co.“ nun die Möglichkeit, erneut dieser Kindheitsleidenschaft nachzugehen. Dabei dreht sich alles um die berühmtesten Musiker aus Barock, Klassik, Romantik und Moderne, aus Oper, Operette und Musical. Jede Karte enthält das Portrait des jeweiligen Künstlers sowie Lebensdaten und eine Werk Auswahl. Eine Neuerung: Auf jedem Blatt findet sich eine Zusatzfrage mit drei möglichen Antworten. Die Lösung gibt es am Ende des Quartetts auf einem Extrablatt. Erschienen ist das Spiel im Verlag Artemis&Winkler zum Preis von 8,- Euro.

Skrjabin auf Deutsch

Geschrieben hat Leonid Sabanejew sein Buch „Alexander Skrjabin – Werk und Gedankenwelt“ bereits zu Lebzeiten Skrjabins. Erschienen 1916 in Moskau, eine erweiterte Fassung wurde 1923 aufgelegt, verschwand das Werk des 1926 nach Frankreich emigrierten Sabanejew dann aber aus sämtlichen Bibliotheken Russlands. Mit der vorliegenden Ausgabe, die für 59,95 Euro im Verlag Ernst Kuhn erschienen ist, ist das Werk nun zum ersten Mal in deutscher Sprache erhältlich. Neben dem biographischen Teil enthält das Buch auch ein Werkverzeichnis sowie eine Biographie in Stichworten, ergänzt durch die systematische Bibliographie der internationalen Literatur zu Leben und Werk Alexander Skrjabins bis zum Jahre 2004.



Der kleine Bruder

Am 10. August 1806 starb Johann Michael Haydn – der kleine Bruder von Joseph – ebenso wie Mozart über der Komposition seines Requiems. Aus diesem Anlass wurden nun dieses sowie weitere seiner Werke veröffentlicht.

Bis heute ist Johann Michael Haydn nur der kleine Bruder, die Nummer zwei hinter dem großen Joseph. Bis heute gehört er zu den Komponisten, bei denen man den Vornamen immer mit nennen muss – wie bei Leopold Mozart oder Carl Philipp Emanuel Bach –, weil es einen berühmteren seines Namens gibt. Natürlich weist die Karriere Michael Haydns Berührungspunkte mit dem Leben und Schaffen des älteren Haydn auf. Aber auch zur Familie Mozart gab es enge Kontakte, und das nicht nur in biographischer Hinsicht. Er stellt aus heutiger Sicht eine Art „Schnittmenge“ der beiden großen Wiener Klassiker dar.

Die ersten rund zwanzig Jahre seines Lebens muten wie eine Kopie der Anfänge Josephs an. Am 13. September 1737 in Rohrau geboren, kam Michael im Alter von acht Jahren als Chorknabe in die Kapelle des Wiener Stephansdoms, wo sein Bruder schon seit fünf Jahren als Sopranist Dienst tat. Michael hatte ebenfalls eine schöne Sopranstimme, die er bis zu seinem Stimmbruch zehn Jahre später behielt. Mit dem Stimmbruch kam auch für Michael das Aus als Chorknabe von St. Stephan. Wie Joseph fünf Jahre vor ihm schlug Michael sich in Wien für einige Zeit als freier Musiker durch. Und im selben Jahr wie der Bruder, 1757, fand er auch seine erste feste Anstellung: in der Kapelle des Bischofs von Groß-

nierte er deutsche Singspiele, für Aufführungen in der bischöflichen Residenz Oratorien. Bei der Kirchenmusik kam er vorerst nicht zum Zuge.

Das änderte sich 1771. Erzbischof Sigismund von Schrattenbach starb, und Haydn griff erstmals in Salzburg wieder zur Feder, um eine große Messe zu komponieren, das monumentale Requiem in c-Moll. Es ist in zweierlei Hinsicht ein bedeutsames Werk: Zum einen gab es den Anstoß dazu, dass fortan die Kirchenmusik ins Zentrum der kompositorischen Tätigkeit Michaels rückte, zum anderen inspirierte es zwanzig Jahre später Mozart zu seinem Requiem. Feierliche kirchliche Anlässe ließen nun Messen, Litaneien, Gradualien und Offertorien in großer Zahl entstehen, und mit ihnen wurde Michael Haydn zu einem der führenden Kirchenkomponisten seiner Zeit. Später bediente er mit bewusst schlicht gehaltenen deutsch textierten Messen auch die Bedürfnisse der einfachen Pfarrkirchen. Die hohe Qualität seiner Kirchenmusik wurde übrigens von Bruder Joseph neidlos anerkannt.

Gegen Ende seines Lebens wäre Michael beinahe noch aus Salzburg fortgezogen, als ihm 1802 auf Empfehlung Josephs die Kapellmeisterstelle am Esterházyischen Hof angeboten wurde. Doch der jüngere Bruder

Wie Mozart starb auch Michael Haydn über der Komposition eines Requiems

wardein im äußersten Südosten des Habsburgerreiches. Drei Jahre später stieg er dort zum Kapellmeister auf und komponierte neben Kirchenmusik auch seine ersten Sinfonien, Streichtrios und Konzerte.

Aus der tiefen Provinz wechselte Michael 1763 als Konzertmeister an den Hof des Fürsterzbischofs von Salzburg, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Jetzt war Michael ein Kollege, genauer: der Vorgesetzte des als Vizekapellmeister angestellten Leopold Mozart. Das Konzertmeister-Amt erforderte vom Komponisten Haydn in erster Linie Orchestermusik. Es entstanden zahlreiche Sinfonien, Konzerte, Serenaden und Tanzmusik. Für das Universitätstheater kompo-

lehnte ab. Vielleicht wäre er besser auf die Stelle gewechselt, die sein Bruder jahrzehntelang bekleidet hatte, denn im Zuge politischer Umwälzungen und der Flucht des Erzbischofs gab es nach 1803 für Michael keine Verwendung mehr in Salzburg. Er starb schließlich von vielen Bewunderern und Schülern betrauert am 10. August 1806 – wie Mozart über der Komposition eines Requiems.

In der großen Reihe, die der Carus-Verlag mit Werken Michael Haydns eröffnet hat, ist dieses Requiem jetzt in der Komplettierung von P. Gunther Kronecker aus dem Jahr 1839 erschienen (Carus 54.838). Wie bei den ebenfalls neu erschienenen



Michael Haydn auf einem Ölgemälde von Franz Xaver Hornöck (?), um 1805/06.

Messen – Missa Sancti Hieronymi (Carus 54.254), Missa in honorem Sanctae Ursulae (Carus 54.546), Missa Sancti Leopoldi (Carus 54.837) – zeichnet Armin Kircher als Herausgeber verantwortlich. Die Ausgaben sind jeweils mit ausführlichem Vorwort und Kritischem Bericht ausgestattet.

Dezidiert für die (kirchen-)musikalische Praxis hat Carus die drei Sammelbände „Chorbuch Mozart Haydn“ (Carus 2.111-113) konzipiert. In ihnen sind Originalwerke und Bearbeitungen für unterschiedlich besetzten Chor und Orgel, hauptsächlich von Michael Haydn und Mozart, bunt zusammengestellt.

Unter dem Titel „Johann Michael Haydn: Deutsche Messe“ hat der Wiener Kammerchor unter Johannes Prinz eine Auswahl daraus auf einer Carus-CD mustergültig eingesungen (Carus 83.354). Howard Griffiths wirft mit den Zürcher Sängerknaben und dem Zürcher Kammerorchester dagegen einen Blick auf mehrere Schaffenschwerpunkte des Salzburger Haydn. Zwei Sinfonien, eine Messe und ein Regina Coeli erklingen forsch-zupackend unter seiner Leitung (Novalis 150 178-2). Die große, achtsätzliche Serenata in D (1785) hat das Concilium Musicum Wien unter Paul Angerer jetzt in einem Live-Mitschnitt mit Werken Hoffmeisters und Joseph Haydns herausgebracht (Cavalli Records CCD 449).

Abgerundet werden die Neuerscheinungen durch eine Faksimile-Ausgabe der ersten, 1808 in Salzburg anonym veröffentlichten Biographie Michael Haydns. Die von Armin Kircher betreute Ausgabe ist erfreulicherweise mit Nachwort und Registern ausgestattet (Carus 24.410).

Andreas Friesenhagen

Nicht popeln, ohne zu fragen!



Haben Sie schon mal

versucht, das Klugsein zu lernen? Ritter Rost zieht alle Schrauben in seinem eisernen Gehirnkasten an, um hierin Meister und damit Mitglied der Tafelrunde von König Bleifuß dem Verbogenen zu werden. Klar, dass es dabei nicht ohne Blechschaden abgehen kann und einige rostige Lehren wie „Du sollst nicht in der Nase popeln, ohne erst zu fragen“ verbreitet werden.

Dem Autoren-(Traum-)Paar Jörg Hilbert und Felix Janosa ist mit dem Musical „Ritter Rost geht zur Schule“ ein neuer Wurf gelungen. Ein Gag jagt den andern: Rost findet in seiner Schultüte keine Bonbons, sondern alte Nägel zum Wegschleckern. Der rotnasige Lehrer entpuppt sich als altes Grammophon mit aufgenageltem Gesicht, das immer dieselbe Platte ablaufen lässt und seine Eleven langweilt. Wenn da nicht Burgfräulein Bö und der sprechende Hut wären, die den König mit dem Kühlerrost als dickem Bauch zur Milde bewegen.

Nicht nur Sujet und Text, auch die herrlichen Songs zwischen Pop, Beat und Smooth Jazz sprühen nur so vor Witz. Es ist eine austarierte Mischung von grenzenloser Fabulierlust in Verbindung mit der surrealen Vorstellungswelt von Kindern und einer gleichzeitig stringenten Dramaturgie. Herrliche Chorsätze und ausgefallene Harmonien begleiten die mit Berliner Dialekt und englischen Akzenten gewürzten Songs, ja, der Finalsong, „Eine Klasse weiter“, ist sogar in Fis-Dur notiert.

Die Instrumente der Musical-Combo sind außergewöhnlich reich besetzt. Der Hausmeister, der als Pausenbrot nur Ziegelsteine und saure Milch verkauft, wird mit Paukenschlägen so recht erst plastisch.

Man kann nicht sagen, ob man dem herrlich illustrierten Buch mit eingeschaltetem Lieder-Notentext oder der hochprofessionell produzierten Hörspiel-CD mit Fritz Stavenhagen als Erzähler den Vorzug geben will. Am besten, man nutzt beides und bestellt das Aufführungsmaterial beim Verleger gleich noch dazu.

Helmut Peters

Jörg Hilbert/Felix Janosa: Ritter Rost geht zur Schule. Terzio, München 2006, 48 S. mit CD, 21,00 Euro.

Singratgeber für Eltern



Auch wenn sie Konkurrenten sind, in einem sind sich die

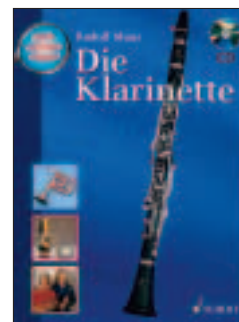
Kollegen Rolf Zuckowski und Detlev Jöcker einig. Kinder müssen von Haus und Schule aus wieder zum Singen ermutigt werden. Mit und ohne Noten, mit und ohne Tonträger, aber am besten natürlich mit dem Repertoire des jeweiligen Kinderliedermachers.

Nach Zuckowskis schwergewichtigem Hardcover-Band „Singen macht Spaß“ legt Jöcker nun einen praktischen Ratgeber für Erwachsene mit Begleit-CD nach, der sich zu einer praktischen Musiklehre und einer Anleitung zum Selbststudium vor allem für die Zielgruppe der Erzieher und Eltern erweitert. Ganz im Sinne seines erklärtenmaßen ganzheitlichen Ansatzes fügt er Tipps zum Körper- und Gruppentraining sowie „eutonische“ Übungsbeispiele bei.

Gerade in Bezug auf die Eutonik aber stößt der Autor auch an die Grenzen seiner Möglichkeiten, wendet er diesen Begriff doch nicht auf kommunikationspsychologischer Basis an, sondern im Sinne von An- und Entspannungsübungen. Insofern kratzt Jöcker an der Oberfläche verhaltenstherapeutischer Maßnahmen, die das Singen als Mittel zum Zweck und nicht als pädagogisches Ziel definieren. Das erklärt auch die immer weitere Entfernung von den zu Beginn gut positionierten Einführungen ins Singen und die Rezeption von Liedrepertoire für Kinder im Vorschulalter. Bei den späteren Beispielen steht weniger die Technik des Singens als das gemeinsame Erleben und Bewegen zur Musik im Vordergrund. Da sind die allen Erziehern geläufigen Tänze und Pantomimen, die Klatsch- und Trommelübungen und das Umsetzen der Liedinhalte mit Fingerfarben und Rollenspielen. Ausgangs- und Zielpunkt bleiben Jöckers Zappelmann- und Minimonster-Lieder, die musikalisch und inhaltlich von außergewöhnlicher Schlichtheit und Geradlinigkeit geprägt sind. Insofern bietet das Buch nicht wirklich Neues, sondern eignet sich als Ergänzung zum Medienpaket der DVDs und CDs dieses Autors.

Helmut Peters

Detlev Jöcker: Ich sing mit dir. Menschenkinder, Münster 2006, 94 S. mit CD, 18,80 Euro.



Lust auf Klarinette

Bedingt durch Abmessungen und Gewicht des Instrumentes lag das Einstiegsalter für den Klarinettenunterricht bis vor gar nicht langer Zeit zwischen dem zehnten und 14. Lebensjahr. Seit einigen Jahren sind jedoch unter den Anfängern häufig bereits Sieben- und Achtjährige zu finden. Pfiffige Instrumentenbauer haben unter Verwendung leichter Hölzer, durch Versetzen der Tonlöcher und entsprechende Klappenanordnung spezielle Kinderklarinetten entwickelt, die das Klarinettenspiel auch mit kleineren und weniger kräftigen Händen ermöglichen.

Der Klarinettenpädagoge Rudolf Mauz hat dieser Entwicklung aus seiner praktischen Erfahrung Rechnung getragen und u. a. eine dreibändige Klarinettenschule für den frühen Anfang herausgegeben. Mit dem vorliegenden Buch über die Klarinette schließt er eine weitere wichtige Lücke: Denn wie bei den Schulwerken fehlte es bislang an geeigneter Literatur, die, quasi kindgerecht, Lust auf Klarinette macht.

In leicht verständlicher Sprache schildert der Autor die Entwicklung des Instrumentes, seine Beschaffenheit, nennt die wichtigsten Klarinettenisten mit ihren Lebensdaten, gibt Tipps zum Klarinettenkauf und Erlernen sowie Pflege des Instrumentes und führt Literaturbeispiele der verschiedensten Musikrichtungen auf, die auf einer beigefügten CD auch „hörbar“ sind. Die Materialsammlung ist übersichtlich angeordnet und wird ergänzt durch zahlreiche wunderschöne Abbildungen.

Es ist verblüffend, wie es Mauz gelingt, auf verhältnismäßig wenigen Seiten derart umfangreich und unterhaltsam zu informieren! Das Buch mit einem Geleitwort von Sabine Meyer ist so gut gelungen, dass man es getrost auch jedem erwachsenen Klarinetten- und Musikfreund empfehlen kann.

Holger Arnold

Rudolf Mauz: Musikinstrumente entdecken – Die Klarinette. Schott, Mainz 2006, 72 S. mit CD, 19,95 Euro.

In die Klassiker schlüpfen

Heute ebenso wie in der Blütezeit des Rundfunks beschäftigen Hörspielproduzenten sich gerne mit klassischen Stoffen oder Klassikern der Moderne. Im Mittelpunkt der aktuellen Veröffentlichungen stehen sonderbare und gesellschaftsresistente Menschen mit kleinen und größeren Macken.

Da soll noch einer behaupten, die Deutschen könnten keine Komödien schreiben, ihr Humor sei steif und erzwungen. All jenen Skeptikern sei Heinrich Böll empfohlen und seine grandiose Satire „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“. Hauptfigur ist ein eigenwilliger Rundfunkredakteur, wie man ihn in solch individueller Ausprägung heutzutage kaum mehr finden wird, ein Redakteur also, der sich fürs Schweigen interessiert. Das kann natürlich nicht alles sein, denn schließlich muss er ja auch etwas zur Sendung freigeben. Aber die Pausen, die Stille, das dumpfe Rauschen auf alten Rundfunkbändern wecken sein privates Interesse. Er sammelt und hütet sie wie einen kostbaren Schatz. Darüber hinaus ist er spezialisiert auf Sprache und ihre feinen Differenzierungen. So beschäftigt ihn die gar nicht leichte Aufgabe, das Wörtchen „Gott“ durch umständliche, grammatikalisch oft komplexe Umschreibungen zu ersetzen. Satire und Ironie solcher Art passen Henning Venske so recht zwischen die Lippen. Der SWF und der SR haben ihn 1986 für Hermann Nabers Hörspielbearbeitung des Stoffes engagiert, und wer Venske vom „Scheibenwischer“ und seinen brillanten Kabarett-Darbietungen kennt, ahnt die Folgen. Wundervoll ist die Distanz, die er zu seinen Figuren wahr, bitterböse und doch sympathisch die Ausstrahlung dieses mit allen Wassern (auch dem Kindergenre) gewaschenen Sprechers. Die etwas staubige Atmosphäre eines Rundfunkstudios der

überrascht es kaum, dass man hier historischen Schauspielergroßen wie Rudolf Fernau, Mathias Wieman und Erich Ponto begegnet. Die Dialoge von Hartmann Görtzens Hörspielbearbeitung sind frei gestaltet und kaum bemüht, Manns Sprache kopieren zu wollen. Ruhig bewegt man sich durch die auf die wesentlichen Elemente zusammengestrichene Geschichte des autobiographisch geprägten Großherzogsohns Klaus Heinrich (Dietrich Haugk) in einem maroden Kleinstaat des wilhelminischen Zeitalters.

Verpflichtungen wie dieser Fürst, der ein Mensch wie wir alle ist, muss die Hauptfigur des Romans „Mein Name sei Gantenbein“ von Max Frisch nicht eingehen. Gantenbein hat sich nach einem glimpflich verlaufenen Unfall entschlossen, einen Blinden zu spielen, ja, die Möglichkeiten des Blind-Seins im Spiel auszutesten. Rudolf Noelte lässt in seiner Hörspielbearbeitung den Hauch des Wahnsinns durch eine bedrückend ruhige Atmosphäre ziehen. Und Robert Freitag spielt den Gantenbein voll innerlicher Stärke und Entschlossenheit, sich von den Forderungen und Konventionen seines Umfelds auf eine introvertierte Art zu lösen. Zuweilen flüstert er nur, reagiert mit Zurückhaltung. Die Spannung aber entsteht auf eine subtile Weise, weil das Geschehen aus der Perspektive des vermeintlich Blinden betrachtet wird und alle Beteiligten wie die großartige Dagmar



klassizistischen

Musik von Marco Nola eine große Rolle zu kommt. Obwohl Harpagon's Verwirrungen und Widerwärtigkeiten für die Bühne wie geschaffen sind, arbeitet Friedrichsen die ganze Bildhaftigkeit und Lebendigkeit der Szenen allein mit seiner Stimme heraus. Das Sabbern und Brabbeln, das Grummeln und Schreien, alles strömt aus ihm heraus wie aus einem Vulkan. Verzichtbar allein wären die harmlosen und nüchtern gesprochenen Zwischentexte von Hans Kemner. Aus demselben Haus kommt eine Adaption von Schillers „Don Carlos“ unter dem Titel „Rodrigos Tod“ mit dem umwerfenden Gert Haucke (Herzog Alba) und Hans Peter Hallwachs (Philipp II.).

Abwendung von gesellschaftlichen Normen, Verweigerung und Scheu prägen schließlich „Bartelby“ von Herman Melville. Gewiss ist die Geschichte vom schrulligen Kanzleiangestellten (gespielt von Wolfgang Forester) etwas behäbig, aber Matthias von Spallart ist mit seiner Hörspieladaption fürs Schweizer Radio von 1976 ein unterhaltendes Stück gelungen, das jedoch von breiten Erzählerpassagen bestimmt wird.

Helmut Peters

Der Rundfunkredakteur Doktor Murke interessiert sich für das Schweigen

1950er Jahre wird perfekt evoziert. Ein geniales Stück mit alten Bekannten des Hörspielgenres wie Axel Corti als Erzähler, Christel Koerner (Wulla) und Heinz Schimmelpfennig (Schwendling).

Ironie, wenn auch eine ganz andere, gehört erst recht in den Werkzeugkoffer von Thomas Mann. Der Autor selbst spielt mit bei dem vom HR, SWR und DRS koproduzierten Hörspiel „Königliche Hoheit“. Es ist schon ein Wagnis, die distinktierte, ruhigenussvolle Stimme Manns beim Vortrag eines Begleitwortes zu hören und danach in die opulenten Erzählerpassagen hinüberzugleiten, bevor das eigentliche Hörspiel beginnt. Das Stück entstand 1954, und so

Altrichter als Lila auf einer anderen Spur den Fortgang begleiten. Der Satz „Ich stelle mir vor“ ist Auftakt einer jeden Episode, deren realer Einfluss auf sein eigentlich langweiliges Leben letztlich vom Fantasten selbst nicht mehr verneint werden kann. Wieder spaltet sich die Figur und teilt sich in ein „Ich“ und einen „fremden Herrn“. Wer soll sich hier noch auskennen?

Demgegenüber sind Figuren wie Molières „Der Geizige“ schon fassbarer. Komödiantisch und süffisant wie immer schlüpft Uwe Friedrichsen in den Klassiker. Das Label Hänssler bereichert mit der Hörspielbearbeitung „Der geizige Vater“ seine junge Hörbuchsparte. Klar, dass darin der neo-

Heinrich Böll: Doktor Murkes gesammeltes Schweigen; Der Hörverlag ISBN 3-89940-815-2 (CD)

Thomas Mann: Königliche Hoheit; Der Hörverlag ISBN 3-89940-773-3 (3 CD)

Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein; Der Hörverlag ISBN 3-89940-151-4 (3 CD)

Jean Baptiste Molière: Der geizige Vater; Hänssler/Naxos CD 98.481

Friedrich Schiller: Rodrigos Tod; Hänssler/Naxos CD 98.482

Herman Melville: Bartelby, der Schreiber; Christoph Merian ISBN 3-85616-263-1 (CD)

Vom Kinderland ins Lyrik-Nirwana

Der Kombination von Text und Musik auf CD sind kaum Grenzen gesetzt. Die neuen Produktionen wandeln auf den Wegen der Kindheit und Jugend und präsentieren das fantastische Land unheimlicher Geschichten und rätselhafter Lyrik.

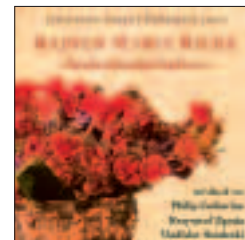
Die Kunst des Geschichten-Erzählens führt direkt ins Reich der Kindheit, in der an verregneten Nachmittagen bevorzugt die Großmutter oder der Opa ein Buch zur Hand nahm und mit brüchiger, aber intensiver Stimme den Enkeln vorlas. Keiner beherrscht diese Kunst besser als Hans Karl Schmidt, genannt „Atze“, der für Jahrzehnte der Tausendassa des deutschen Hörfunks war. Virtuos vorgetragen ruft Schmidt in seinen „Berliner Geschichten“ die eigene Kindheit wach. Vielstimmig lässt er seine Berliner Schnauze erklingen, mit der er von Freud und Leid eines Jungen aus dem Arme-Leute-Milieu zu berichten weiß – ein genussvoller Entführungsakt in die Vergangenheit und Zeitdokument aus den Tagen des Zweiten Weltkriegs gleichermaßen. Bei so viel Fabulierungskunst hätte der Anteil an Musik, der sich auf wenige eingestreute Gitarrenklänge beschränkt, nicht größer sein dürfen.

Musikalisch weitaus turbulenter geht es zu in der „Fuga del diavolo“ (Untertitel: „Eine Boshaftheitsrevue nach Wilhelm Busch“). Die schrillen, jazzlaunigen Vertonungen von Wollie Kaiser, Stefan Scheib und Katharina Bihler präsentieren die Streiche von Max und Moritz und andere Texte Buschs über die menschliche Bosheit als freches Stilgemisch aus Jazz, Rap-Gesang, Volkslied und Opernparodie. Diese klangliche Verjüngungskur des deutschen Schriftstellers ist ein temporeiches Hörver-

Mays auch noch einen von Anna und Ines Walachowski liebevoll aufgeführten, umfassenden Querschnitt durch die europäische und amerikanische Klavierliteratur zu vier Händen mitgeliefert bekommt, macht den Kauf der Aufnahme zweifach empfehlenswert.

Ein lyrisches Gesamtkunstwerk mag Joachim-Ernst Berendt vorgeschwebt haben, als er gemeinsam mit den Musikern Philip Catherine (Gitarre), Krzysztof Zgraja (Flöte) und Vladislav Sendecki (Klavier) 1997 sein Rilke-Projekt „Seelenlandschaften“ konzipiert hat. Der 2000 tödlich verunglückte „Jazz-Papst“ lässt Musik und Wort sich immer wieder gegenseitig durchdringen und sprengt alle stilistischen Schranken. Es entsteht eine Art meditative Weltmusik mit eingebauten Werken von Vivaldi, Bach, Mozart, Schubert und Schönberg, die in einem wohligen Sound-Gewand die elegischen Verse umschmeichelt. Dieser auch elektronisch raffiniert inszenierte Vereinigungstaumel hat eine ungemaine Sogwirkung, wobei Berendts weihevoller Rezitationsweise nicht jedermanns Geschmack sein dürfte.

Der Kontrast zwischen Berendts Lyrik-Nirvana und den von Bernd Hahn (Rezitation) und Barbara Richards (Klavier) eingespielten „Wechselreden“ könnte nicht größer sein. Hier hat man bewusst Gegensätze geschaffen; die verstörende Lyrik Hölderlins wechselt mit elf Klavier-Préludes von Christian Wolff, dessen spröde Klang-



beeindruckt, werden eine brillant zusammengestellte Collage aus Zitaten von Albert Einstein und Gedichte aus Schillers Bühnenstück „Turandot“ geboten. Die jeweils pointiert vorgetragenen Stücke beschwören mit den stark am Text orientierten Klavierbegleitungen die vergessenen geglaubte Gattung des romantischen Melodrams herauf, dem sie neue Lebenskraft verleihen.

Frank Siebert

Roger Willemssen verwandelt Karl Mays Bücher in sprachgewaltige Gedichte

gnügen für alle, die sich gern an die Busch-Lektüre ihrer Kindheitstage erinnern.

An seine Jugend mag sich auch Roger Willemssen erinnern haben, als er 23 Bücher Karl Mays zu 23 knappen, aber sprachgewaltigen Gedichten transformiert hat. Mit trockener Stimme und süffisanten Tonfall, stets aber respektvoll dem Werk von Karl May gegenüber, entfacht Willemssen in köstlichen Reimen ironisch gebrochene Wildwestromantik. Die einzelnen Geschichten dieser flott komprimierten Abenteuerpoetik finden in einer dramaturgisch geschickt ausgewählten Musik einen stimmungsvollen Abschluss und Ruhepol. Dass man hier neben den Hauptwerken Karl

sprache im Umfeld von John Cages und Morton Feldmans Musik angesiedelt ist. Wie erratische Blöcke stehen hier Text und Musik nebeneinander, verbunden durch einen gemeinsamen Geist der Interpreten: Sowohl Bernd Hahns klare Rezitation wie Deborah Richards dezentes Spiel zeichnen sich durch eine jegliche oberflächliche Theatralik vermeidende Intensität des Vortrags aus.

Fremd und unheimlich sind auch die neuen Aufnahmen des Duo Pianoworte: Neben drei Geschichten von Kurt Kusenberg, von denen „Die gläserne Stadt“ – eine kafkaeske anmutende moderne Parabel auf den durchsichtigen Menschen – besonders

Berliner Geschichten zwischen

Bomben und Bienenstich; Text von Hans Karl Schmidt, Musik von Arndt Bethke und Klaus Feldmann; NCA/H'Art 2 CD 60149

Fuga del diavolo; Texte von Wilhelm Busch, Musik von Wollie Kaiser, Katharina Bihler und Stefan Scheib; Jazz-Haus-Musik CD 150

Ein Schuss, ein Schrei – das Meiste von Karl May; Texte von Roger Willemssen, Musik von div. Komponisten; Kein&Aber/Indigo 2 CD 6071-2

Seelenlandschaften; Texte von Rainer Maria Rilke, Musik von div. Komponisten; Jaro CD 4267-2

Wechselreden; Texte von Friedrich Hölderlin, Musik von Christian Wolff; BT-Sound CD 0106

Die Gläserne Stadt; Texte von Kurt Kusenberg, Albert Einstein und Friedrich Schiller, Musik von Alfred Koeppen, Andreas N. Tarkmann und Thomas Schmitdt-Kolwalski; Querstand/Codæx CD 0513